

Buch, Presse und andere Druckmedien

Nadine Bilke: Friedensjournalismus. Wie Medien deeskalierend berichten können

Münster: Agenda-Verlag 2002, 180 S., ISBN 3-89688-145-0, € 15,90

Meist ist es so: Das Töten hat zwar noch nicht angefangen, der Krieg aber schon – vor allem in den Medien. Inwiefern Fernsehen, Funk und Presse in Krisen und Konflikte eingebunden sind, ist hierzulande des Öfteren Gegenstand der Diskussion gewesen; zumal Deutschland seit 1990 im internationalen Handwerk mitmischte. Anhand des Kosovo-Krieges konnte man schnell nachvollziehen, dass die Vertreter der so genannten unabhängigen Medien erschreckend schnell wissen, wo sie stehen („Sie treiben sie ins KZ“, die Berliner *B.Z.* über die serbischen Sicherheitskräfte und ihr Verhältnis zur albanischen Bevölkerung; „Kann man Milosevic nicht ermorden?“, Interviewfrage der Sat.1-Sprecherin Astrid Frohloff). Am augenfälligsten ist aber wohl die Eins-zu-eins-Übernahme militärischer Logik in die Berichterstattung – „unabhängig“ ist sie ganz schnell nicht mehr, wenn es um Dienstränge, Truppen und Panzertypen geht.

Ist der Krieg dann irgendwann vorbei, gehen die Selbstkritikrunden los – Medien schlachten in krieglosen Zeiten aus, was sie in kriegerischen Zeiten verbrochen haben.

So kommen wir nicht weiter, meint die Autorin Nadine Bilke, freie Mitarbeiterin bei den ZDF-Internethinrichten, und nennt ihr Buch passend zum nächsten Wettschießen *Friedensjournalismus*. „Die enge Verbindung von Journalismus und Krieg“ schreibt Bilke folgerichtig, „ist vielfach beschrieben worden und wird häufig thematisiert. Unter welchen Bedingungen aber kann Journalismus für den Frieden wirken?“ (S.9) Eine friedensorientierte Berichterstattung verlange eine Fokussierung auf Konfliktanalyse, Streben nach Wahrhaftigkeit, „Journalisten müssen sich stets bewusst sein, an welchen Zielen sie ihr Handeln ausrichten. Alt-hergebrachte Grundprinzipien journalistischer Arbeit wie Aktualität, Objektivität und Negativität treten in den Hintergrund.“ (ebd.)

Anschließend folgt eine Tour de Force durch die Klärung der grundlegenden Begriffe Krieg, Konflikt, Gewalt Frieden, die Analyse von Ursachen der Gewalt, die Friedenswissenschaft, Konfliktkultur bis hin zur Kritik des journalistischen Handelns. Fazit: „Ohne mündige Vermittler und ohne die nötige Selbstreflexion [...] kann eine demokratische Öffentlichkeit nicht funktionieren.“ (S.54)

Wie sich Journalismus konfliktlösend in einer gewalttätigen Umgebung auswirken kann, zeigt Bilke mit dem Beispiel der Arbeit eines Radios im bürgerkriegsgeschüttelten Liberia, dem „Talking Drum Studio“, dessen Programm und Betriebsstruktur sie eingehend untersucht. Die Journalisten dieses

Non Government-Senders kämpfen für Pressefreiheit, setzen Versöhnung statt Dissens auf den Plan, bieten den Menschenrechten eine Plattform und sind auch außerhalb des Sendebetriebs friedenspolitisch aktiv. Gegenbeispiel: Das ruandische „Hassradio“ (S.83) Mille Collines. Im eskalierenden Konflikt zwischen Hutu und Tutsi hätten die Redakteure dort offen zum Massenmord aufgerufen.

Bilke ist bewusst, dass die Fronten nicht immer so gradlinig verlaufen. „Wer im guten Glauben für den Frieden handelt, kann am Ende das Gewaltniveau steigern.“ (S.11) So könne auch ein Konzept für Friedensjournalismus keine klaren Lösungen, Strategien und Visionen anbieten, die am konkreten Fall diskutiert, erprobt und vielleicht wieder verworfen werden müssen.“ (ebd.)

Bilkes Buch ist eine willkommene Anregung – leider kommt es zu unaufgeregt daher mit seinen langen Passagen in wissenschaftlichem Ton, und der eben zitierte Satz gehört dazu. Denn will man in Deutschland „Anregungen“ für einen Journalismus finden, der den Frieden fördern soll, kommt man wohl kaum um die Analyse der Kriegshetzerei und ihrer Ausdrucksformen herum, wie sie sich täglich verbreitet. Dass dabei allerdings althergebrachte journalistische Grundprinzipien nichts mehr verloren hätten, ist in Zweifel zu stellen, und die oben zitierte TV-Sprecherin Frohloff mag sich auch für eine Friedensbotin gehalten haben, als sie sich nach den Exekutionsmöglichkeiten für den jugoslawischen Regierungschef erkundigte. Denn „Frieden“ steht heute bekanntlich für „Krieg“. Jugoslawien wurde nie der Krieg erklärt, und was sind heute Kampfeinsätze anderes als friedenssichernde Maßnahmen, wenn man den eins-zu-eins in die Medien übernommenen offiziellen Verlautbarungen glaubt?

Aber ohne die Grundtugenden Recherche und Akribie wäre es wohl kaum zur Enthüllung der Lügen um den vermeintlichen „Hufeisenplan“ durch den WDR gekommen. Und das war ein konkretes Stück Friedensjournalismus.

Journalismus, der Frieden schürt, würde also bedeuten: Die Schnsucht nach Aussöhnung in der Berichterstattung sollte zu mehr journalistischer Aggressivität führen, nicht zu weniger.

Jürgen Kiontke (Berlin)